

Aus dem Tierleben

Wie sich Hunde amüßeren.

Eine interessante Beobachtung machte Graf de la Malle an zwei Hunden, die ganz verschiedene Rassen angehörten.

„Vor mehreren Jahren“, teilte derselbe mit, „benutzte ich zur Jagd zwei hübsche Hunde, einen äußerst klugen Vorsteherhund mit kurzem glatten Haar und einen spanischen Wachtelhund mit langen dichten Haaren, der abgerichtet war, das Wild in dem Walde aufzuspüren und ins Freie zu treiben. Mein Schloß liegt in einer ebenen Gegend, eine Strecke von einem reich mit Gebüsch und Unterholz durchsetzten Walde, in welchem sich viele Kaninchen und Hasen aufhalten. Als ich eines Tages an meinem Fenster saß, bemerkte ich, wie meine beiden Hunde, die auf dem Hofe frei herumliefen, einander sich näherten und sich über etwas zu verständigen schienen. Nach einigen Augenblicken, als sie sich sicher fühlen mochten, daß von meiner Seite für sie nichts zu fürchten war, entfernten sie sich erst langsam wie Knaben, die etwas nicht Erlaubtes auszuführen wünschen, dann aber rascher und endlich, als sie sich ganz sicher fühlten, mit größtmöglicher Geschwindigkeit nach dem Walde zu. Neugierig geworden durch das seltsame Gebaren der beiden Hunde, folgte ich ihnen, um mich zu überzeugen, was sie auszuführen sich vorgenommen hatten.

Meinen Augen bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar. Der Vorsteherhund, welcher die Expedition zu leiten schien, hatte den Wachtelhund beauftragt, das unter dem Gebüsch lauernde Wild aufzuspüren und mit Bellen aus dem Walde zu treiben, während er selbst am Rande des Waldes langsam auf und ab ging. Ich fuhr geduldig fort, den weiteren Verlauf dieser lustigen Jagd zu verfolgen, als ich auf einmal die Stimme des Wachtelhundes vernahm, welcher einen Hasen aufgespürt hatte, den er nach der Seite seines lauernden Kameraden hinführte. In dem Augenblick, wo der Hasen aus dem Walde hervor kam, um das günstige freie Feld zu gewinnen, stürzte sich der Vorsteherhund auf ihn und packte ihn. Diese merkwürdige Jagd habe ich von den beiden Hunden noch oft wiederholen sehen.“

Ueber eine merkwürdige Tierfreundschaft
zwischen Katze und Eichhörnchen weiß ein Mitarbeiter der in Göttingen-Anhalt erscheinenden Jagdwochenschrift „St. Hubertus“ zu erzählen. Er berichtet darüber: Ich besitze ein vollkommen fingerzahniges Eichhörnchen (1924er Frühjahrswurf), das sich frei und nach Belieben im Zimmer oder Garten bewegt, auf die Bäume klettert, aber bei der Annäherung eines Menschen sogleich herunterkommt, vertraut auf die Schulter springt und ein Stückchen Brot aus der Hand nimmt. Nun habe ich aber auch einen zweijährigen sehr schönen, großen Hauskater, der sehr stark auf Katzen und Mäuse und die vielen Mäuse ist und sogar zwei Mäuse würgte. Ich fürchtete, daß er sich einmal an dem kleinen Hausfreund vergreifen könnte und gab ihm, so oft er ihm verdächtige Aufmerksamkeit zeigte, einen Klaps. Und heute — o Wunder — spielt der Kater mit dem Eichhörnchen, jagt es durch den Garten, nimmt es zwischen die Pfoten, ohne ihm jedoch das Geringste zuleide zu tun. Das Eichhörnchen wieder springt ihm spielerisch auf den Rücken, reißt aus seinem Schwanz und zeigt nicht die geringste Scheu. Dies ist eine der merkwürdigsten Tierfreundschaften, die mir bisher untergekommen sind. Derselbe Kater zeigte eine direkt rührende Liebe für meine auf tragliche Weise ums Leben gekommene Brachenhündin „Elyssa“, die in ein Eisen geraten, den Hinterlauf brach und von mir erschossen werden mußte.

Kamelrennen.

Der Sport treibt wunderbare Blüten. Jüngst veranstaltete ein fähiger Unternehmer in Berlin Trabrennen von Straußen, wobei allerdings die Tiere teils weder durch gutes Zureden noch durch Schläge vom Start zu bringen waren und auf der Bahn ihre eigenen Wege gingen. In Beking gehört zu den vielseitigen Sportveranstaltungen der europäischen Kolonie ein Wettrennen, das sicherlich für die Zuschauer mehr belehrend ist als für die Reiter. Schwere Lastkamele, sonst nur gewöhnt, mit Kaufmannsgütern die oft grundlosen Sandstraßen Chinas in langsamem Schritt zu durchmessen, müssen sich dazu bequemen, ihre langen Beine in Trab zu setzen und, durch Sporen und Peitsche getrieben, einander um die berühmte Nadelnänge zu überholen. Angenehm kann ein solches Wettrennen Wüstenritt nicht sein, denn selten meldet sich ein „Fackel“ oder „Serrenreiter“ zum zweitenmal zu einem solchen Wettrennen auf ungesättigtem Hochtief. So daß diese Rennen in der Entfernung meist hübscher sind als in der Wirklichkeit.

Uebervolle Salamander-Estern.

Das Londoner Aquarium ist kürzlich durch verschiedene Exemplare von sogenannten Höhlenwürmern, eine Art Wassersalamander, aus dem Mississippigebiet, bereichert worden. Dies sind höchst interessante, aber äußerst unliebsame Tiere. Da sie sich als Gefangene sehr trostlos benehmen, kann man sie nur durch die Lust zum Fressen bewegen, daß man sie mit den Futterstücken auf die Nase schlägt. Aus purer Wut schnappen sie dann danach und fressen sie auf. Auch in ihren intimsten Familienangelegenheiten beweisen sie nicht gerade einen sympathischen Charakter. Wenn das Weibchen die Eier legt, hält ihr Gatte getreulich Wacht, damit die grausame Mutter die Eier nicht auffrisst. Diese väterliche Fürsorge entpuppt sich aber als ein ebenso großer Kannibalismus; denn dem Männchen ist es einzig und allein darum zu tun, daß es selbst die Eier fressen kann, wenn ihn auch ein großer Instinkt dazu bestimmt, einige Eier übrig zu lassen, damit die Erhaltung der Rasse gesichert ist.

Am Ausguck

Erfolgreiche Kur.

Landgraf Wilhelm von Hessen bemerkte einst, als er sich auf dem Lande aufhielt, in einem benachbarten Bauernhose einen wohlbeleibten Mann, der täglich vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange vor der Haustür saß, Tabak schmauchte und Bier dazu trank. Auf Befragen nach diesem Müßiggänger hieß es, der Mann sei wohlhabend und gesund, aber seines fetten Körpers wegen könne er Bewegung und Arbeit nicht wohl vertragen. Nachts darauf ließ der Landgraf den Mann aufheben und auf Festung bringen, mit dem Befehl, dem Verhafteten nichts Liebes zuzufügen, ihm gutes Quartier, aber schmale Kost und kräftige Arbeit zu geben. Nach einigen Monaten schon hatte der Koloss sein überflüssiges Fett verloren und arbeitete gelernt. Der Landgraf ließ ihn nun kommen und gab ihm frei mit den Worten: „Freund, mir lag bloß daran, Euch gesund und tätig zu machen. Zieht hin in Frieden!“

Bestrafte Eitelkeit.

Kaiser Joseph II. von Österreich war stets bereit, dort zu helfen, wo ihm wirklich Not entgegenkam. Über Eitelkeit und Verschwendung waren ihm verhaßt. Die Witwe eines Offiziers, die in Ungarn eine Pension von fünfhundert Gulden bezog, erschien eines Tages aufgeklopft wie ein Pfau vor dem Kaiser und bat um Erhöhung ihres Einkommens, da ihr bisheriges nicht mehr ausreiche. — „Wie“, rief der Kaiser unwillig, „in Ungarn, diesem wohlfeilen Lande, können Sie mit fünfhundert Gulden nicht auskommen? An Ihrer Kleidung merkt man das nicht! Sie werden künftig mit dreihundert Gulden leben müssen!“ — Damit wandte er ihr den Rücken.

Wiel verlangt.

Der französische General Berthou, ein sehr cholertischer Herr, erregte durch seine Befehle oft die Heiterkeit seiner Untergebenen. Eines Tages sagte er im Tonkinkrieg, als es sich darum handelte, eine wichtige Verschanzung fortzunehmen, zu einem seiner Hauptleute: „Kapitän, bemächtigen Sie sich dieses gefährlichen Postens; der Sieg ist nur um diesen Preis zu erringen. Lassen Sie sich mit allen Ihren Leuten bis zum letzten Mann töten... dann kommen Sie wieder und holen Sie sich weitere Instruktionen.“

Die schmutzigste Stadt der Welt.

Als diese wird von amerikanischen Zeitungen die Hauptstadt der Republik Haiti, Port-au-Prince — bezeichnet. Port-au-Prince ist schon eine recht ansehnliche Stadt, aber dort werden die Straßen nie gefegt. Da aber die Bewohner die Angewohnheit haben, alles, was im Hause nicht mehr gebraucht wird, auf die Straße hinauszuwerfen, so häuft sich dort ein Unrat an, der das Passieren der Straßen schwierig macht. Besonders unangenehm wird der Schmutz in der Regenperiode, denn dann werden alle die Abfälle, die seit Wochen und Monaten auf die Straße hinausgeworfen worden sind, und es bildet sich eine dicke schlammige Masse auf den Straßen. Da wird es dann als eine besondere Wohltat angesehen, wenn einige Tage besonders starke Regenfälle kommen, die zwar die Straßen in Bäche verwandeln, die aber auch den Schmutz wieder einmal hinaus in das Meer tragen. Daß man die Straßen durch Regen reinhalten kann, kommt den Bürgern von Port-au-Prince nicht zum Verwundern.

Dazig

Zum Jahresfest der Abstraktion: 10. Januar 1920.

Deutschland! Erfülle die Stunde
Mit Sehnsucht und mit Gebet.
Ein Lied von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen geh.

Das Lied von der Weichsel rauschen,
Von der alten Stadt am Meer.
Du sollst der Kunde lauschen,
Vergessen sie nimmermehr.

Hoch ragen der Kirchen Türme,
Dampf geht der Glocken Klang.
Es kamen die Tage der Stürme,
Die Tage so bitter und bang.

Einsam nun um Sankt Marien
Raunt Sage und heimliches Wort.
Die weisshäutigen Mör en ziehen
Im Abend darüber fort.

Und Menschen heben die Hände
Und harren in schweigender Nacht
Und harren und halten ohn' Ende
Deutschland, für dich die Wacht.

Auffschließe der Liebe Tore
Verlorener Bruder Schmerz —
Einmal in jauchendem Chöre
Umfaßt sie dein Mutterherz.
Werner Schulz-Oliva.

Radio beim Mikado.

Japan wird immer moderner. Nicht nur die „große Welt“ in Tokio nimmt zum Fünftel die Kopfhörer ans Ohr — selbst der gehobelte „Sohn der Sonne“, der Mikado, mit seiner gesamten Familie hat dergleichen. — Er regiert nicht nur per Rundfunk und hört nicht nur seine vortragenden Räte auf dem Wellenwege, sondern nimmt auch an den weniger ersten Rundgebungen des Radio teil. Wenigstens berichtet der „Japan Advertiser“, daß die kaiserliche Sommervilla in Nikko ständig in Verbindung mit der Tokioer Rundfunk-Welt steht. Selbst auf Reisen wird dafür gesorgt, daß auf den jeweiligen Stationen eine Empfangsanlage in Betrieb ist. Allerdings wird auch gemeldet, daß für die kaiserlichen, beziehungsweise prinzenregentlichen Ohren eine sorgfältige Auswahl getroffen wird, sodaß vermutlich gewisse Schlagern von den kleinen Geislas und andere Profanationen japanischer Angelegenheiten, wie sie europäische Operetten lieben, die Zensur nicht passieren dürfen.

Büchertisch

Sagen des Stadt- und Landkreises Jericho
von Heinrich Kleibauer. Verlag: Graphische Kunst- und Verlagsanstalt Rud. W. Schönbach G. m. b. H., Jericho.
Die stark vermehrte Auflage. 168 Seiten.
Preis broschiert M. 2.— gebunden M. 2.75.

Nach kaum Jahresfrist war die erste Auflage des Sagenbuches von H. Kleibauer vergriffen. Ein Zeichen, wie notwendig diese Ausgabe war und wie sehr Freude Aufnahme sie in Stadt und Land gefunden hat. Mit unermüdlichem Fleiß hat der Herausgeber in der Zwischenzeit in vergilbten Schriften und beim Vandalen weiter geforscht, und so erscheint jetzt die notwendige zweite Auflage in stark erweitertem Umfang. Unter Beibehaltung der bewährten ersten Anordnung ist die Zahl der Sagenstoffe von 116 auf rund 150 angewachsen; ferner sind zahlreiche historische Anmerkungen und Namensdeutungen angefügt. Es darf deshalb wohl mit Recht die Behauptung aufgestellt werden, daß dieses erste Heimatbuch des Kreises unter Berücksichtigung des kleinen Landkreisesgebietes eines politischen Stadt- und Landkreises jetzt zu den umfangreichsten Sagenbüchern Deutschlands zu rechnen ist, das weit über den Rahmen seiner engeren Heimat wissenschaftliche Beachtung und Anerkennung verdient. Unter der Fülle des reichhaltigen und mannigfaltigen Stoffes befinden sich 71 neu veröffentlichten Sagen, die in älteren Werken nicht verzeichnet sind. Somit stellt dieses Sagenbuch auch eine bedeutende Bereicherung der Sagenliteratur überhaupt dar. Der fleißigen Arbeit des Herausgebers, aus der Liebe und Verständnis für altheimische Art hervorleuchtend, ist in seiner ansprechenden Aufmachung als Jugend- und Volksbuch weiteste Verbreitung zu wünschen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: B. A. G. A. N. A. Altena.



Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 1

Donnerstag, 8. Januar

1925

Zum Geleit

Eine neue Beilage zum „Altenaer Kreisblatt“ zugleich „Neuenrader Zeitung“ und die hohe Aufgabe haben wir uns gestellt: Den im Gisthauch des politischen Meinungsstretes der lehtergangenen Jahre arg aus Kimmern geratenen Vaterlands- und Heimatfium als mächtig bemurzelten Keimling von neuem in die Herzen unserer Brüder und Schwestern zu senken.

Wenn aus der trefflich geleiteten Halbmonatschrift „Süderland“ die Vergangenheit beschaulich grüßt, so wird aus der neuen Beilage die Gegenwart in Heimat und Ferne uns lebendig entgegentreten zur Bildung und Belehrung, und wir werden ihren Inhalt stets so gestalten uns bemühen, daß auch sie, wie „Der Erzähler“ und die „Frauenzeitung“ jedem unserer Leser zu einem unterhaltenden Freunde und offenen Berater wird.

Viele von uns wännen die Heimat zu kennen und geraten nach der ersten Wanderstunde in die Fremde und Jere. Millionen Wipfel rauschen zu unseren Häupten, aus Milliarden Blumenkelchen strömt süßer Duft, lieblicher Vogelsang entzückt unser Ohr, quellfrische Wasser hüpfen murrend über moosbewachsenen Stein und ist uns doch alles fremd geworden, denn wir haben dafür ja nur die kalte Bezeichnung ein Baum, ein Strauch, eine Blume, ein Vogel, ein Bach oder gar nur ein Graben. Wenn wir sie, die unsere natürliche Umwelt bilden, wieder richtig und wirklich kennen, dann verstehen wir auch das Fernste, die ganze große Welt und ihre Ereignisse.

Wer die Heimat kennt, der liebt sie auch!

„Heimat ist das Geheimnis des Antaios“, sagt R. H.

France so treffend in seiner „Entdeckung der Heimat“. Der Mensch, jeder Mensch, ist der Riese, der immer neue Kraft gewinnt, so oft er den Boden der Heimat berührt. Einen tieferen Sinn kann diese Sage garnicht haben. Und es gibt kein größeres Unglück, als heimatlos zu sein. Noch nie haben Fremdbiden und heimatlose Menschen einem Volke Glück gebracht. Entartung begann immer mit der Geringschätzung der Heimat und dem Vergessen und Verschmähen ihrer Zauberkraft; Gefundung und Aufstieg aber immer mit dem Sichbefinnen auf die ewigen Gesetze der Natur und dem Wiederfinden des Heimatgedankens. Wenn wir uns schädigen, verschwindet unser Geschlecht — aber die Heimat bleibt und bringt wieder Menschen hervor!

Die Sturmflut des Krieges hat zum Schutze der Heimat auch Söhne des letzten deutschen Dorfes wehrfreudig in die Ferne ziehen lassen, darum müssen wir auch sie, der ja von jeher das Sehnen vieler Deutscher galt, jetzt mehr in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Es gibt vieles in der Ferne — und zwar Gutes und Schlechtes —, das zu kennen uns frommt gerade in einer Zeit, wo manchem die Heimat zu eng und zu arm dünkt und das Draußen mächtig lockt. Die Heimat ist gar bald verlassen und die Schiffe tragen schnell zu fremden Gestaden — heimfinden aber kann mancher erst wieder, wenn er in seiner ganzen Herbe körperlich und seelisch durchkostet hat, was Schiller in die Worte kleidet:

In den Ocean schiffst mit tausend Masten der Jüngling,
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis!

An einem hehren Werke schaffend, wollen wir fleißig die Hände regen. Glück auf!

Der Schriftleiter.

Die Kunst als Vermittlerin des Friedens

Von Kurt Engelbrecht.

Nachdruck verboten.

Wir sind gewohnt, an erster Stelle die Religion als Friedensvermittlerin zu betrachten und uns ihrer Führung anzuvertrauen, wo es heißt, einen Streit zu schlichten, einen Miß und Zwiespalt zu überbrücken. Wir sind gewillt, einer Religion, die den Frieden zu bringen nicht imstande wäre, weil sie vielleicht in der Liebe nicht ihr Grundgesetz sieht, unsere Anerkennung und Achtung zu verweigern. Und mit Recht. Denn es ist doch die höchste Aufgabe aller Religion, den Menschen zur Harmonie mit sich selbst und zur vollkommenen Einheit mit der Welt und den in ihr wohnenden geistigen Mächten zu führen. So kann denn im Sinne der Religion wirklich von einem Frieden gesprochen werden, der über alle Vernunft ist.

Einen Frieden von gleicher geistiger Höhe und Innlichkeit kann man natürlich außer der Religion auf keinem anderen Kulturgebiet

gewinnen. Weder die Wissenschaft noch die Kunst vermag ihn uns zu schenken. Aber es gibt Zeiten, die weniger unter einem inneren Zwiespalt, einer seelischen Zerrissenheit, als vielmehr unter äußerlichen Unstimmigkeiten, unter Disharmonien der Formen, in denen sich das öffentliche Leben abspielt, zu leiden haben. Eine solche Zeit aber das durch unser ganzes Volk hindurchgehenden äußerlichen, sich nach außen hin nur allzu deutlich bemerkbar machenden Unfriedens ist unsere Gegenwart mit ihrem lauten Parteihader, ihrem politischen Meinungsgeiz, ihrer Unverträglichkeit aller gegen alle. Da ist es denn zu verstehen, daß weniger laut der Ruf nach einem Frieden über alle Vernunft als vielmehr nach einem Ausgleich der Formen, nach einer Gemeinsamkeit und Einstimmigkeit der Ausdrucksweise erklingt.

Und hier kann die Kunst die denkbar besten Dienste als Vermittlerin eines solchen Friedens leisten. Sie schöpft ja doch aus dem heimlich Wahrnehmbaren und Greifbaren, aus den Gestaltungen und Erscheinungen der Welt und des Lebens selber all ihre überauswunderbaren, höchsten und tiefsten Kräfte. Es ist ihr auch um nichts der scheinbar trübseligen innerpolitischen Verwirrung, Kleinigkeiten über Kleinigkeiten, die

ren sichtbaren Formen zu Gestaltungen voller Empfindungs- und Gefühlstiefe, die unser Innenleben anregen und bereichern und Disharmonien auflösen, Zwistigkeiten ausgleichen.

Es hat schon häufiger solche Zeiten gegeben, da die Kunst mit schönstem Erfolge eine solche friedvermittelnde Mission an einem ganzen, in sich selber unzufriedenen, von Parteihader zerrissenen Volke erfüllte. Wir brauchen nur einmal an das Zeitalter des Perikles zu denken. Wie erst klangen die großen Tragödiendichter Aeschylus, Sophokles und Euripides ihre Verpflichtung auf, in ihrer Zeit der größten politischen Kämpfe und Wirrungen dem Volke mit ihrer Kunst einen inneren Halt zu geben. Und die großen Bildhauer jener Zeit, die immer noch größten in der bildenden Kunst aller Zeiten, arbeiteten mit ihnen Hand in Hand dem gleichen Ziele entgegen. Die Künstler waren Freunde der Staatsmänner, in deren Hand das äußere Gesicht des Volkes lag. Sie waren heimlich in der Welt der Politik. Sie wußten, was dem Volke nützte. Und ein ganz ähnliches Bild zeigt sich uns in der italienischen Renaissance. Auch hier eine Zeit der scheinbar trübseligen innerpolitischen Verwirrung, Kleinigkeiten über Kleinigkeiten, die

Was ist deutsch?

Fritz Müller-Parkentkirchen, der bekannte Dichter und Erzähler, schrieb dem Deutschen Kulturverband aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens:

Lieber Deutscher Kulturverband:
Ich soll dir was Deutsches ins Album schreiben?

Deutsch kann man nicht lernen, es läge denn zuvor im Blute.
Deutsch kann man nicht verlieren, es sei denn, deine Mutter hätte dich nie deutsch in den Schlaf gesungen.

Deutsch kann man nicht töten, es sei denn, daß der Mörder mit ins Grab gerissen werde."

Ich alle in buntem Wechsel gegenseitig bekämpfen. Und über diesem Chaos die erhabenen Gestalten eines Dante und Petrarca, später eines Raphael und Michelangelo, um nur die allerbedeutendsten zu nennen. Als der Werk allein aber dürfen wir es betrachten, wenn das tausendfältig zerfallene Italien im Laufe der Jahrhunderte dennoch zur inneren Einheit als Volk gelangte.

Und sollte die Kunst nicht am Ende heute eine gleiche Mission zu erfüllen befähigt sein? Ihrem Wesen nach ist sie doch die gleiche geblieben wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Ja, sie hat in den letzten zweihundert Jahren gerade auf deutschem Boden noch ein besonderes Gebiet voll breitetester und mächtigster Wirkungsmöglichkeiten ausgebildet, das in früheren Zeiten viel weniger ins Gewicht fiel: die Musik. Große, das Empfinden des ganzen Volkes in Bewegung setzende und in die gleiche Richtung zwingende Kunstveranstaltungen sollten gegenwärtig mit Hilfe der Musik noch mehr und wirksamer möglich sein als im alten Älter. Freilich handelte es sich in Älter nur um einen Stadtkreis mit verhältnismäßig kleiner Einwohnerzahl, während die Gegenwart nur Vielmillionenstaaten kennt, deren Bevölkerung auf weite Gebiete in Stadt und Land verstreut lebt. Trotzdem wäre es möglich, daß die Kunst den Frieden der Gleichgültigkeit vermittelte, wenn sie nur in sich selber einheitlich und harmonisch organisiert wäre, wenn wir mit einem Worte eine wirkliche Volkskunst hätten.

Seute ist es aber noch so, daß die Kunst als ein Sondergebiet einiger Weniger gilt, die etwas davon verstehen. Sie ist weit davon entfernt, wirklich in die Breite und Breite des Volkes zu wirken. Anstatt den Parteihader zu überbrücken, den Unfrieden im Volkssinnern auszugleichen, erscheint sie vielmehr als Dämon der einzelnen grundsätzlichen Parteilichungen und hilft nur dazu, die Kluft, die ganze Schichten unseres Volkes von einander trennt, zu vergrößern. Der einzelne Künstler, der da wirklich einmal sein Volk ganz versteht und aus dem Volksempfinden heraus seine Werke gestaltet, und es gibt deren auch heute nicht wenige, ist gegenüber dem unharmonischen Ganzen machtlos. Es bleibt ihm die Wirkung in die Breite verweigert. Nur wo ein einheitlicher, auf das gleiche Ziel gerichteter Kunstwille des gesamten Volkes, der alles Unpassende, Unfriedigende kurzweg ablehnt, am Werke ist, kann die Kunst ihre Mission als Vermittlerin des Friedens erfüllen. Ich dachte, aus dem Geist der Bach, Beethoven, Bruckner, der Lessing, Schiller, Goethe und ihrer großen Nachfahren ließe sich wohl ein solcher einheitlicher, wahrhaft ausgleichender und zusammenfassender Kunstwille gewinnen!

Das Deutschtum in Finnland

Ueber die Lage des Deutschtums in Finnland veröffentlicht die Hamburger Auslandszeitung "Der deutsche Kaufmann im Ausland" einen interessanten Bericht, dem wir folgendes entnehmen. Die Schriftleitung.

Die Geschichte des Deutschtums in Finnland reicht weit zurück, fast so weit wie die Geschichte Finnlands als Staatswesen überhaupt. Von den drei Städten, die für die ältere Geschichte des Landes von Bedeutung sind, Helsinki, Åbo und Wiborg, ist Wiborg die interessanteste, nicht nur als Stadt an sich, sondern auch vom Gesichtspunkte des Deutschtums aus betrachtet. Wiborg hat Traditionen, die Hauptstadt Helsinki hat keine, denn Helsinki war vor 1809, als es die Russen zur Hauptstadt machten, ein bescheidenes kleines Landstädtchen, mehr Dorf als Stadt. Die frühere Hauptstadt, Åbo, lag den Russen zu nahe an der schwedischen Grenze, und als sie Finnland den Schweden abgenommen hatten und dabei den Weg gingen, den ihnen Peter der

Heimatglocken

Man muß in der Fremde gewesen sein, um die Seele der Heimatglocken zu begreifen. Das Herz muß heimwehdurstig mit weichen Volkentönen im Bettfluge gelegen haben, um den kinderglücklichen Melodien der Heimatglocken wie einem Engel-Deutem zu begreifen.

Ach, wenn man heimkehrt! — Wenn der schieferblaue Kirchturmhut so herüberwinkt über die grünen Gebirge und das leuchtende Uhrzeigerschiff hält, ob sie nicht wiederkommen, alle, die einst fernglückstrunken sich verfliegen.

Die Uhrenzeiger rücken langsam weiter, tief versunken, schon ein paar Menschenalter lang. Und im Kirchturm tickt das Herz, langsam und schwer. Durch die Schallröhren greifen die Sonnenfinger nach den grüngoldenen Glocken, deren Sonntagsseelen sich heimlich regt, wenn einer Turmtaube Flügel sie leise streift.

Wie können doch die Heimatglocken selig klingen:

Wenn halb vom Jenseitsraum umfungen, in weichen Rissen ein kleines Menschlein seine erste Weihe findet!

Wenn die Kerzen glühen um die jungen Brüder und Schwestern, die aus den goldenen Toren der Kindheit traten, um in der Werktagsebene mitzuschaffen!

Wenn mythengehauchtem ein bräutliches Paar an den Altarstufen um den Segen des Allmächtigen bitten kommt!

Wie können doch die Heimatglocken selig klingen:

Wenn der Abendsonne goldene Hände liebkosend über die Kirchturmhäube gleiten, dann ruft die Glockenseele die Feierabendstunde aus. Ein Kinderchor erklingt in den Herzen der Heimkehrer und flücht die bunten Rosen langverganger Jahre in die verhallenden Feierabendklänge hinein:

Vim-bam, bim-bam —
Horch, es singt der Glocke Ton
Von der Arbeit süßem Lohn.
Zei-er-a-bend — — —

Und Sonntag! Ist es auch — eine — eine — Morgenglocke nur! Sie wird feldweit bis über die letzte Rate hinaus und wird nicht müde zu klingen: Das ist der Tag des Herrn! Und ach, wenn einer zum ewigen Feierabend sich wendet!

Wie können dann die Heimatglocken selig klingen:

Man muß in der Fremde gewesen sein, um mit den tiefen Weiden der Heimatglocken täglich Heimkehr halten zu können.

Große vorgezeichnet hatte, degradierten sie eiligst Åbo und machten Helsinki zur Hauptstadt.

Ein Deutscher, der in Wiborg geschäftlich zu tun hatte und dem diese Aufgabe auffiel, fragte einen seiner Kunden mit rein schwedischen Namen, ob er eine deutsche Mutter gehabt habe oder eine deutsche Frau habe oder trotz seines Namens deutscher Abstammung sei. "Meine Familie ist rein schwedisch," war die Antwort, "aber wir gehören zur deutschen Kirchengemeinde; Wiborg ist doch Hanfsstadt und Jahrhunderte lang war hier das deutsche Element das herrschende."

Dem Durchschnittsdeutschen ist es jetzt und war es auch zur Zeit der deutschen Macht und Größe vollkommen gleichgültig, ob irgendwo in einem fremden Lande fremde Menschen Sonntags deutschen Gottesdienst hören, ihre Kinder mit deutschen Worten taufen lassen, in deutschen Konfirmations-Unterricht schicken, und ob Brautpaare vor dem Altare stehen, deren Muttersprache eigentlich finnisch oder schwedisch ist, die aber in deutscher Sprache getraut und gesegnet werden. Dabei ist wohl zu beachten, daß Finnland ein evangelisches Land ist, evangelisch-lutherische Landeskirchen mit finnischem oder schwedischem Gottesdienst gibt es also reichlich. Anders war es in Rußland; dort war die Landeskirche die griechisch-katholische, und die dort zerstreut lebenden Schweden, Finnländer, Norweger und Dänen mußten, wenn sie evangelischen Gottesdienst hören wollten, in die deutsche Kirche gehen, die es in

jeder größeren Stadt Rußlands gab. Daß dadurch die Skandinavier in Städten wie Kiew, Koston, Charkow, Tiflis usw. in der zweiten Generation zu Deutschen wurden, wenn sie nicht vertrieben, sei nebenbei bemerkt. Das war dort die natürliche Entwicklung.

Das malerische Wiborg weist ganze Straßenzüge auf, die wie eine mittelalterliche deutsche Stadt anmuten. Auch die Namen waren demütlich früher deutsch, wie Katharinenstraße, Schwarze Mönchstraße, Wassertorstraße usw. Bis vor einem Jahre waren die Straßenbezeichnungen noch finnisch und schwedisch; das vordringende Finnentum hat aber dafür gesorgt, daß die schwedischen Straßenschilder Anfang des Jahres verschwanden, und der ausländische Tourist, der auf einer Reise zum Jmatra-Wasserfall in Wiborg Halt macht, sieht dort Straßennamen, die er beim besten Willen nicht entsiffern kann, denn die finnische Sprache hat außer mit der ungarischen keine Verwandtschaft mit irgendeiner europäischen Kultursprache. Auch die Verwandtschaft mit dem Ungarischen beschränkt sich in der Hauptsache auf den grammatischen Aufbau. Sonst ist die Ähnlichkeit kaum größer als die zwischen der finnischen und russischen Sprache. Dem Deutschen hierzulande ist es insofern bequemer, außerordentlich schwer, finnisch zu lernen. Besonders in den Städten, die eine zahlreiche schwedisch sprechende Bevölkerung aufweisen. Naturgemäß erlernt er zuerst die seiner Muttersprache verwandte schwedische Sprache; befaßt er sich später mit dem finnischen und radebrecht auf der Straße oder in den Läden finnisch, so antwortet ihm der Angeredete stets mit dem verbindlichen Lächeln schwedisch, wenn nicht gar deutsch.

Helsingfors ist, wie schon eingangs gesagt, keine alte Stadt. Ein Deutscher namens Engels hat in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts den Plan ausgearbeitet, nach welchem die Straßenzüge, die großen Boulevards und die Plätze angelegt wurden. Engels hat auch die prachtvolle Nikolaikirche erbaut. Ihm folgten im Laufe der Jahrzehnte andere Deutsche, die sich Verdienste um Finnland erworben und hier eine Heimat fanden. Finnländer studierten in Deutschland oder suchten und fanden Ausbildung auf allen möglichen Gebieten. Finnische Gelehrte schrieben ihre Doktorarbeiten oder andere wissenschaftliche Werke in deutscher Sprache. Die kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger, so daß in den Jahren 1918 und 1919, als die Deutschfreundlichkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, viele Finnländer Deutschland als ihr großes, Finnland als ihr kleines Vaterland bezeichneten.

Bekannt ist, daß Finnländer bei Ausbruch des Weltkrieges zu Tausenden zu den deutschen Fahnen eilten, um mit gegen Rußland zu streiten und dadurch auch ihr Vaterland zu befreien. Die finnischen Offiziere, die im Lokstedter Lager ausgebildet worden sind und dem Jägerbataillon Nr. 27 angehört haben, tragen noch heute auf dem Wappenstein ein Bronze-Schildchen mit der Prägung „27“. Sie sind hier im Lande die treuesten Freunde Deutschlands.

Daß die Deutschfreundlichkeit in den letzten Jahren nachgelassen hat, ist eine Tatsache. Warum sollte sie verschwiegen werden? Gründe sind viele dafür vorhanden; sie aufzuführen würde zu weit führen. Nur einer sei erwähnt, der gleichermäßen für die intellektuellen aller Länder gilt, die deutschfreundlich waren: man schüttelt den Kopf darüber, daß Deutschland jedes neue Diktat, jede neue Demütigung hinnehmen, ohne sich zu wehren, lediglich aus den Ermahnungen heraus, eine Ablehnung könne die materielle Lage des deutschen Volkes vielleicht verschlechtern. Dadurch werden die deutschfreundlichen Kreise an Deutschland irre. Man vergißt in Deutschland, daß auch moralische Siege wichtig sind. Wie oft haben Finnländer die Teilnahme an internationalen Kongressen abgelehnt, weil Deutsche nicht zugelassen waren. Nachgerade läßt aber das Interesse für die deutsche Sache aus den geschilderten Gründen nach. Der Auslandsdeutsche merkt die Folge einer Niederlage auf moralischem Gebiet zuerst, der Inlandsdeutsche merkt sie zu spät und läßt sich jedesmal wieder fangen.

Sitten und Gebräuche

Der Kultus des Todes

war bei unseren germanischen Vorfahren schon stark entwickelt. Sobald einem Familienmitglied der Tod nahe bevorstand, öffnete man ein Fenster, damit die Seele beim wirklichen Scheiden leicht davon ziehen konnte. Abends wurde bei der Leiche ein Licht angezündet, das bis

Chrei

Was giltst du noch dem Erdenrund, mein Vaterland?
Bist aus der Menschheit Friedensbund
verbannt und ausgebrannt!
Heißt Sonnenheim, bist Schlavenzwinger,
schicksalgerührt ins Netz verflucht —
Verleumdung hat mit schlammigem Finger
dich kölspreit.

Und ringst noch immer todesmatt
und rührst dich nicht?
Daß dich die Welt verstoßen hat,
das spürst du nicht?
Die Waffen hat man dir zerbrochen
und dich gezwängt ins Jammerloch,
dich ehelos obenrein gesprochen
erträgt du's noch?

Dich wehren, nein, das kannst du nicht,
doch kannst du schreien!
Zum Urteil, das dich schuldig spricht,
ein mütig heulend: „Mein!“
Statt daß dem Streich der Feindestage
du scheu dich fühlst, dich feig begnügt,
knirsch' in der Welt Verleumdungsfraße:
„Du lügst! Du lügst!“

Walter Bloem.

zum Erlöschen niederbrannte, um den bösen Geist zu vertreiben, der die Seele des Verstorbenen zur Hölle (unserer Hölle) abholen sollte. Unmittelbar nach dem Tode trat die nächste Verwandte zur Leiche, drückte Mund, Augen und Nase zu und bedeckte den Kopf mit einem Tuche; dann wusch man Haupt und Hände, kammte die Haare und verkürzte die Nägel. Werktätigerweise ließ man die Leiche nie über Nacht im Hause, sondern schaffte sie so gleich hinaus, und zwar nicht etwa durch die Tür, durch die die Lebenden hinausgingen, sondern durch ein in die Wand geschlagenes Loch. Oft mußte mit dem Tode die Frau, mit dem Herrn das Liebkind, der Kopf oder Jagdhund, sterben. Eine unerlässliche Beigabe war ein Stück Geld, gewissermaßen als Eintrittsgeld bei der Gottheit, zu der der Verstorbene kam. Der Grabhügel selber war meist ein Lieblingsplatz der Hinterbliebenen, in der Nähe der Toten überließen sie sich gern dem Gedanken oder erwogen hier wichtige Dinge.

Die Ausstattung der französischen Ministerkämmer.

Der Geist des republikanischen Gedankens der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hat in den Arbeitsräumen der französischen Staatsleiter und ihrer Wit- und Unterbeamten ebenso wie eine Heimat gefunden wie in den nach ihrem Muster gebildeten neuzeitlichen Freistaaten. Je nach den Rangstufen steigt oder fällt die Ausstattung der Zimmer, angefangen von Sessel und Schreibtisch bis herab zum Lintenschaf. Der Minister darf sich auf einem Kautschuk bequem machen, der, wenn nicht ein historisch bemerkenswertes Original, so doch bestenfalls ein französischer Möbeltechniker, so doch wenigstens eine wertvolle Nachbildung ist. Die übrigen der verschiedenen Zweigabteilungen müssen sich schon mit einfacherem Gefühls begnügen, und die Herren der unteren „Bureaus“ sitzen auf Holzstühlen, wie sie in kleineren Restaurants benutzt werden. Dieser Klassifizierung gemäß streckt der Minister seine Füße auf einen echten Perser, für die übrigen Beamten liefern Beauvais und Aubusson erste, zweite und andere Qualitäten, die schließlich nur noch als „Fußdecken“ in den Materialverwaltungslisten geführt werden. Der Minister guckt in einen schöngemalten großen Spiegel, aber schon die ihm zunächst geordneten Herren vermissen die Güte des Glases und der Fassung, in den „letzten“ Zimmern hängen armselige kleine Scherben, die wahre Zerrbilder zurückwerfen. Die öffentliche Meinung hat diese hierarchischen Zustände natürlich schon vielfach lächerlich gemacht, Cassinieder und Witworte sind darauf geprägt.

Schwarzwälder Uhre:

Ob es richtig ist, daß überhaupt die ersten Wanduhren im Schwarzwald entstanden sind, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Sicher ist nur, daß die „freie Kunst“ schon im vierzehnten Jahrhundert dort getrieben wurde. Der Chronist von Gütenbach verweist auf ein Haus, den Glashof zu Waldbau, in dem um 1640 die Gebrüder Kreuze die erste Schwarzwälder Uhr hergestellt haben. Eine genaue Nachbildung dieses primitiven, ganz aus Holz hergestellten Zeitmessers, wird im Museum zu Furtmann aufbewahrt. Nahezu ein Jahrhundert ist dann vergangen, ehe aus der „freien Kunst“

Der hängende Stein

Wilhelm Herbert

In den Urlaubstagen stieg Doktor Theobald reich und gelebt — in die Berge hinauf und freute sich der kraftvollen, reinen Natur. Nicht die vielbefahrenen Wege der Massen zog er — je stiller und weniger betreten ein Pfad war, desto mehr reizte ihn sein nach Einsamkeit und unerfälschter Ursprünglichkeit sehnsüchtiges Gemüt.

So kam er eines Tages über eine breite fastige Almweide in steilem Anstieg zu einem sonderbaren, ganz an den Fels geschmiegt, von einem riesigen Block überdachtem Holzhäuschen, in dem ein gefundenes, starkes Ehepaar mit ein paar kräftigen Kindern und den greisen Großeltern hauste.

Befangen von dem seltsamen Anblick dieses an die Wand geklebten, ganz von dem überhängenden Stein beherrschten Menschennestes blieb er eine Weile stehen und sah dabei mit wachsender Sorge die Risse und Sprünge zwischen dem gewaltigen Block und der steilaufragenden Felswand, mit der er verbunden war.

Ihm, dem Gelehrten, sagte der geschäftige Blick des Bergsknechts, daß es vielleicht einmal nur einer niedergehenden Lawine, ja eines kräftigen Regenschlages bedürfte, um das Gefüge zwischen Block und Mutterwand so weit zu lockern und zu lösen, daß der viele hundert Zentner schwere Stein aus der Verbindung brach und das armselige Nest zerbröckelte, das sich unter sein schirmendes Dach barg.

Je mehr er die Schauer dieser dauernden Gefahr in sein empfängliches Gemüt aufnahm, desto lebhafter fühlte er seine Aufgabe, die Bewohner der gebrechlichen Hütte vor dem ihnen drohenden Unheil zu warnen und sie rechtzeitig zur Flucht zu veranlassen, ehe sie alle die Wucht des niederfallenden Felsblocks zumalmte.

Bei einer Schüssel Milch, die ihm die junge Frau vorsetzte, entwickelte er schonend, aber doch eindringlich seine Meinung. Der prächtige, wetterfeste Mann mit dem stattlichen Vollbart hörte ihn, ruhig neben ihm auf der Bank sitzend, an. Die beiden schlaflosen Kinder spielten mit trauriger Scheu um das Knie der Mutter. Die greisen Eltern lauschten schier verwundert den ihnen ganz neu und ungewöhnlich klingenden Worten.

Wie er fertig war und hoffte, alle überzeugt zu haben, legte der Hochgebirgsbauer seine feste Hand um die Schulter seiner Frau. „Wir bleiben da“, sagte er, „Gelt, Gret?“ Sie nickte.

ein Gewerbe wurde, und es sich dieses Gewerbe von den Nöten des dreißigjährigen Krieges erhobte.

Ungefähr um das Jahr 1725 trifft man Schwarzwälder Bauern mit der Herstellung von Uhren beschäftigt. Die eigentliche Heimat der heute weltberühmten Industrie lag in jenem maligen Gebirgsdorf, wo von der einen Seite die Wasser nach dem Rhein, von der anderen nach der Donau abfließen. Die geringe wirtschaftliche Ertragsfähigkeit dieses Randstriches und die Unrentabilität der geschlossenen Bauerngüter haben die jüngeren Söhne und überhaupt alle, die nichts befehlen als ihre Arbeitskraft, dazu gezwungen, sich einem anderen Erwerbsgebiete zuzuwenden. Geschickliche Ueberlieferung sowie eine gewisse natürliche Begabung veranlassen auf die Uhrmacherei. Die Wälder lieferten das beste Holz für Gehäuse und Getriebe. Solange nun noch die ältesten, die sogenannten Jockeleuhren Absatz fanden, fertigte der Schwarzwälder in Gemeinschaft mit Frau und Kindern, die das Zifferblatt ausmalten, eine Uhr in allen Teilen selbst an. Gerade diese Uhren waren es, die den Ruf der Schwarzwälder Industrie so fest begründeten.

Zu Großvaters Zeiten war eine solche Uhr der Stolz der Familie. Als dann die Metalluhren aufkamen, und die biedereren Jockele verdrängten, bereitete sich allgemach eine Teilung der Arbeit vor und in weiterer Folge der Uebergang von der Hausindustrie zum Fabrik- und Großbetrieb. Das Hausgewerbe begann zu zerbröckeln, und die einst selbständigen Hersteller einer Uhr wurden Lohnarbeiter, die für die größeren Betriebe Uhren zusammenfügten oder einzelne Teile anfertigten. Dabei sind Männer, Frauen und Kinder gleichermaßen beschäftigt. Diese Wandlung ist wohl mitbedingt und beschleunigt worden durch die Formen, die der Absatz der Erzeugnisse mit der Zeit schließlich angenommen hat.

Dereinst wurde dem Grundbesitzer nachgelebt, im Winter an der Werkbank, im Sommer auf der Reise. Wer nicht selbst hinausziehen konnte, seine Uhren in einer Kiste aufzubuckeln, in der Rechten den berben Wander-

„Was?“ krächzte der Alte mit hoher greisenhafter Stimme. „Unseren Stein sollten wir verlassen, der seit ein paar Jahrhunderten Vater und Großvater und Urgroßvater Schutz gegen Regen und Wind gegeben hat — na, na, der Sünd' tüt ich mich fürchten.“

„Der Sünd' tüt ich mich fürchten“, murmelte ihm die zahnlöse, silberweiße Greifin nach.

„Aber... begann der Fremde wieder mit erhöhter Verbekamtheit und stellte ihnen die nahe drohende Gefahr vor. „Ja, er ging soweit — weil er wissend und reich war — ihnen anubieten, daß er die sichere Talmiete drunten für sie ankaufen und ihnen beim Bau eines neuen Heims dort unten behilflich sein wollte.“

Da schlug der Mann abbrechend mit harter Faust auf den Tisch und Weib und Kinder lehnten sich an ihn.

Der Greis aber murmelte lächelnd und schaute mit gläubigem Vertrauen zu dem finsternen drohenden Block empor: „Unser Stein tut uns nix. Gelt, Alter, du tust uns nix?“

„Tust uns nix?“ wiederholte das Witterchen. Schweren Herzens schied der Fremde endlich von den nach seiner Meinung über Jahr und Tag dem Tode Erweichten.

„Ja, er las den Winter und das Frühjahr über in vielen Zeitungen nach, ob er nichts von dem Unglück fand, das er mit Sicherheit für diese Zeit erwartete.“

Er fand nichts. Als es Sommer geworden war, trieb ihn Sorge und Neugier wieder in die weltabgeschiedene Gegend.

Da sah er — kaum wollte er seinen Augen trauen — daß auf der breiten Weide, die er für den Neubau empfohlen hatte, der langgestreckte, mächtige Steinblock lag wie ein längst hier gewurzelter kleiner ragender Berg.

Oben aber im Sonnenschein stand und hielt ungekränkt die morische Hütte.

Erstüßter stieg er hinauf und gab sich zu erkennen.

Lachend bot ihm der Bauer die Hand. „Er hat uns nix tan“, sagte er und schaute stolz auf Weib und Kinder.

„nüberg'sprungen is er über uns“, schmunzelte schmauchend der zittliche Greis. „nüberg'sprungen über uns“, wiederholte seine krummbeugte Lebensgefährtin und winkte mit magerer, bebender Hand hinunter zu dem Beschützer der Hütte, der noch im Todesprung Treue mit Treue gelohnt...

Der Fremde sah stumm und beneidete die einfachen Menschen der Berge um die Kraft ihres unerlöschlichen Vertrauens.

stecken, der vertraute das Ergebnis der Winterarbeit einem Händler an. Treue und redliche Gesellen sollen diese ersten Uhrenhändler gewesen sein. Bald aber schob sich ein neues Glied zwischen Arbeit und Absatz: die Pacher oder Speditoren, meist Krämer oder Wirte, die den Versand an die in der Fremde weilenden Händler besorgten und die Uhrmacher mit Nahrungsmitteln versahen, wenn das Geld von den Händlern zu lange auf sich warten ließ. Das brachte eine völlige Ummantelung der wirtschaftlichen Verhältnisse mit sich. Bei der Auszahlung in Waren hatten die Uhrmacher stets mit Verlust zu rechnen. Auch wurde es üblich, daß sich am Anhalt die ganze Familie des Uhrmachers dem „Speditör“ eingefunden hatte und eine große Zede machen mußte. Jetzt sind im Schwarzwald eine Reihe von Fabriken im Gange, die einige Tausend Personen beschäftigen. Dazu kommen zahlreiche männliche und weibliche Heimarbeit. Dazu kommen eine Anzahl Nebenbetriebe, zum Beispiel die Zornereien und Gießereien, in denen die metallenen Uhrrahmen hergestellt werden. Der Schildmacher schneidet mit einer Bogenfäse aus Tannenhölzchen die Schilder aus, er überzieht sie mit Leim, mit einer dreifachen Lage von Gips und mit einer Deckfarbe. Er besitzt etwa 10 bis 15 Muster einer primitiven Malerei.

Mit der Uhrenindustrie in engster Beziehung steht auch die im Schwarzwald auf eine besonders hohe Stufe der Vollendung gelangte Holzschnitzerei. Die metallenen Uhrteile und -teilen werden durchweg fabrikmäßig mittels sinnreich erdachter Spezialmaschinen gefertigt. Heimarbeiter und Heimarbeiterrinnen empfangen von den Fabriken einzelne Teile, um sie weiter zu verarbeiten. Zu Hause geht dann an die Arbeit. Mittels einer Schablone oder nach einer Mustervorlage werden an den Stellen die Löcher für die Triebwerke eingezeichnet, die kleinen Ragerbüchsen eingebaut und die Räder und Triebteile zum Uhrwerk zusammengefügt. Auch heute ist jeder Schwarzwälder Uhrmacher noch auf eine, höchstens auf zwei Uhrensorten eingearbeitet.